



Tagungsbericht zur 23. Jahrestagung des AKF

„Herkunft – Ankunft – Zukunft – neue Herausforderungen für Frauen und Gesundheit“

**Arbeitskreis
Frauengesundheit**
in Medizin,
Psychotherapie und
Gesellschaft e.V.

unabhängig - überparteilich

Rund 150 Frauen haben sich am 5. und 6. November in der Ruhrmetropole Essen getroffen, um über die mehr als aktuellen Bedeutungen von biologischer und kultureller Herkunft zu sprechen, über die sozialen Fragen bei der Ankunft in der Welt oder in fremden Ländern, über eine Zukunft, die ein gedeihliches Miteinander ermöglicht.

In ihrem Grußwort aus dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zeigte Frau Christine Morgenstern die Dimensionen der reproduktionsmedizinischen Entwicklungen auf: Mittlerweile sind in dieser kurzen Technologieperiode weltweit 6,5 Millionen Kinder auf diese Weise gezeugt worden. Der Umsatz für die Kliniken und Pharmaunternehmen wird auf einen zweistelligen Milliardenbetrag geschätzt. Ein lukrativer Markt also, der immer neue Methoden hervorbringt und auch wachsende Bedürfnisse nach „Wunschkindern“. All das hat soziale Auswirkungen, betonte Christine Morgenstern. Die Zeiten, in denen sicher war, wer die Mutter ist, sie sind in dieser reproduktionsmedizinisch aufgerüsteten Welt vorbei. Kinder können verschiedene soziale und biologische Eltern haben, mit Keimzellen von Toten gezeugt oder von Leihmüttern ausgetragen worden sein. Helfen hier Verbote oder soziale Ächtung angesichts eines verbreiteten Reproduktionstourismus? Wird ein politisch in Arbeit befindliches zentrales Samenspenderregister das Interesse an Kenntnis der biologischen Abstammung für die so gezeugten – hierzulande mittlerweile 100.000 – Kinder befriedigen? Bei Zeugung und Geburt wird heute nichts mehr dem Zufall überlassen. Wo liegen die Grenzen des Zulässigen? Die Lebensformen sind vielfältig geworden und längst nicht mehr auf das Kleinfamilienmodell beschränkt. Sollten also auch gleichgeschlechtliche Paare, alleinstehende Frauen oder Regenbogenfamilien Zugang zur Reproduktionsmedizin haben? Auch mit der globalen Migration ist eine kulturelle Vielfalt entstanden, die viele Herausforderungen für die Gesundheitsversorgung bedeuten und die Toleranz im Zusammenleben durchaus auch strapazieren können. Stereotypisierungen helfen hier nicht weiter, ebenso wenig wie eine paternalistische Bevormundung. Für Christine Morgenstern liegt für beide Problemfelder viel Perspektive in der Zusammenarbeit von Ministerien, dem AKF und anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen.

Eine dieser Initiativen hat sich mit künstlerischen Mitteln dem Thema Flucht und Migration von Frauen gewidmet. Die tagungsbegleitende Ausstellung des Bremer Kulturladens Huchting hat 100 Geschichten von gelungener Ankunft, von Schwierigkeiten in der Fremde oder von Heimweh auf



Koffer, Stühle und digitale Tonträger gebannt. Die Projektleiterinnen Vera Zimmermann und Barbara Hofmann hören nicht auf zu sammeln. Sie haben während der Tagung kleine Gedichte der Teilnehmerinnen zusammengetragen, über ihre gelungenen Ankünfte und Zukunftshoffnungen.

Herkunft und Ankunft in der Welt

Der Samstagvormittag stand ganz im Zeichen der feministischen Debatten um Reproduktionsmedizin. Das Panorama, das die Hamburger Philosophin Christina Schües auffächerte, reichte von der Philosophiegeschichte über die Philosophie der Geburtlichkeit bis zu den modernen reproduktionsmedizinischen Interventionen der Gegenwart. Die dominierenden Männer der Philosophiegeschichte haben die Sterblichkeit, den Tod, die unsterbliche Seele thematisch privilegiert. Ein Beispiel ist Platon. Für ihn war die Geburt ein anthropologischer Unglücksfall. Bestenfalls taucht bei ihm die Kopfgeburt auf, aber nicht die wirkliche Geburt. Mit der Erklärung der Menschenrechte fand die Geburt zwar Beachtung – alle Menschen sind mit gleichen Rechten geboren – aber gleichzeitig beginnt hier auch der Diskurs des Individualismus, der Selbstsetzung des Subjekts. Die Missachtung der Geburt findet in der Vorstellung, lediglich ein roher Naturzustand zu sein, ihren Ausdruck. Aus diesem müsse sich der Mensch erheben, um „Produkt“ seiner selbst zu werden. Christina Schües favorisierte eine andere Denkrichtung: „Der Anfang ist Beziehung“, und das schon vor der Geburt. Die generative Verortung findet immer in einem mitmenschlichen Zusammenhang statt. Wir sind immer mit jemandem und von jemandem geboren. Die Geburt als Bruch und als Übergang verändert nicht nur das Leben der gerade Geborenen, sondern auch der Eltern und ihrer sozialen Umgebung. Woher komme ich? Mit wem bin ich geboren? Das sind Fragen, die für die Identitätsbildung grundlegend sind. Das zeigt sich besonders dann, wenn diese Beziehungen unklar sind. Damit ist keine romantische Verklärung von Paar, Kleinfamilie, Mutterliebe oder ein als Naturzustand verstandenes Zeugungs- und Geburtsverständnis gemeint, aus dem sich bestimmte Lebens- und Liebesformen ableiten lassen. Auch das gibt es ja seit Menschengedenken: ausgesetzte oder verstoßene Kinder. Die Lübecker Philosophin schlug vielmehr einen Perspektivwechsel vor: Weg von der Frage der Natürlichkeit, der reinen Selbstsetzung und „des Menschen“ im Singular. Sie betonte das Relationale der Selbstverortung, der Selbstgestaltung – und auch der Selbstreflexion der eigenen Existenz. Geboren worden zu sein ist zwar eine Gewissheit, aber daran kann sich niemand erinnern. Dieser Vergangenheit wird erst nachträglich Sinn zugesprochen – durch die Geschichten und Erzählungen anderer. Die neuen Reproduktionstechniken rütteln an dieser Grundstruktur der Generativität. Leihmutterschaft bedingt beispielsweise eine örtliche, das Social Freezing eine zeitliche und örtliche Aufspaltung dieser Struktur. Die pränatalen Diagnostiken lassen auf die Frage „Warum bin ich geboren?“ problematische Optionen zu: Wegen einer gewünschten genetischen Ausstattung oder um mit passenden Stammzellen „Retterkind“ zu werden für ein schon geborenes Geschwisterkind. Christine Schües hat Zweifel an der schönen neuen Reproduktionsindustrie, die mehr Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten für Individuen verspricht. Wenn am Anfang das Labor und (Leihmutterschafts-)Verträge stehen, sind das gute Bedingungen für Identitätsentwicklung und Beziehungswelten? Ihre Kritik fokussierte also nicht darauf, ob Eingriffe in die „Natur des Menschen“ zulässig sind, sondern welche Beziehungskonstellationen am Anfang dabei entstehen.

Der Beitrag von Ute Kalender nahm eine andere Positionierung vor, die heute in der feministischen und queeren Debatte immer mehr Anhängerinnen findet. Sollte es nicht egal sein, wann, wo und



wie das Kinderkriegen passiert? Körper werden in vielerlei Hinsicht als gestaltbar angesehen – von der Geschlechtsumwandlung über Schönheitschirurgien bis zu den Reproduktionstechnologien. Von Naturbelassenheit keine Spur. Für Lesben war die Empfängnis ohnehin nie „natürlich“. Steckt nicht auch subversives Potential in den reproduktiven Angeboten, wenn nicht mehr der heterosexuelle Coitus am Anfang steht und die Frau als Gebärende in Frage steht? Bislang aber haben vor allem jene eine Chance auf Inanspruchnahme der neuen reproduktiven Möglichkeiten, die im europäisch-US-amerikanischen Familienmodell leben. Es gibt eine Art „reproduktiver Staatsbürgerschaft“, die gleichgeschlechtlich orientierte Bürger/innen von der Finanzierung oder überhaupt von der Inanspruchnahme ausschließen. Oder: Die Rohstoffarbeiterinnen in Osteuropa, Spanien oder den Vereinigten Staaten, die Eizellen liefern und Kinder gegen Gebühr austragen, bleiben einmal mehr unsichtbar. Es ist die Arbeit der Forscher und Mediziner, die als schöpferisch und gesellschaftlich wertvoll angesehen wird. Feministische Kritik setzt mit dieser Positionierung nicht am Inhalt der „Arbeit“ an oder der Frage, ob diese Angebote überhaupt wünschbar bzw. zulässig sein sollten. Die Technologien der Gestaltung von Körper und Fruchtbarkeit gelten mehr oder weniger als wertneutral. Deshalb bedürfe es einer verbesserten, vor allem „lesbischen Technologiepolitik“ und auch einer Politik, die die „Rohstoffarbeit“ von Frauen in diesen Kontexten sichtbar macht und für die Frauen vorteilhaft gestaltet. Ob Ansprüche von „Selbstbestimmung“ und „Selbstgestaltung“ in den medizinisch dominierten, reproduktiven Dienstleistungen und Märkten auch reflektiert werden müssten, bleibt in dieser Perspektive weitgehend unberücksichtigt.

Unsichere Abstammungsverhältnisse

Wie ist das Feld der Reproduktionsangebote rechtlich geregelt und wie wirken sich international gültige Normen in Deutschland aus? Diesen Fragen ging die Juristin, ehemalige hessische Staatssekretärin und praktizierende Rechtsanwältin Ulrike Riedel nach. Erstaunlich aber wahr: Das Abstammungsrecht unterliegt nicht der viel bemühten Privatautonomie, sondern dem bürgerlichen Familienrecht. Als Mutter gilt immer noch die Frau, die das Kind geboren hat. Ihr Ehemann ist rechtlich gesehen der Vater, oder der unverheiratete Lebenspartner hat freiwillig die Vaterschaft anerkannt. Biologische Vaterschaft kann auch mittels Vaterschaftstest gerichtlich festgestellt werden. Da weder die „Eizellspende“ noch die Leihmutterschaft hierzulande erlaubt sind, gibt es für diese Praktiken keine speziellen Abstammungsregeln. Das Verbot wird so begründet: Die Eientnahme wird als fremdnütziger Eingriff gewertet. Die Schwangerschaft soll außerdem keine Dienstleistung sein, die zudem Frauen vertraglich zu einer pränatalen Diagnostik und möglicherweise Abtreibung verpflichtet, wenn sie ihre Honoraransprüche nach der Geburt geltend machen wollen. Allerdings höhlen die internationalen Rechtsverhältnisse in Ländern wie Kalifornien, Illinois, Spanien oder Indien mit dem entsprechenden Reproduktionstourismus diese Verbote peu à peu aus. Bislang kann ein Kind, geboren von einer Leihmutter, nur über den Weg der Adoption, nicht aber der eingetragenen Elternschaft in Deutschland rechtlich angenommen werden. Das ist in Kalifornien oder der Ukraine beispielsweise anders. Dort gelten die Bestelleltern als Eltern. In Deutschland gelten solche Verträge als unethisch und sind somit nichtig. Bestelleltern können das Kind, das i. d. R. über eine anonyme Eizellspende, Fremdsperma oder die Samenspende des Bestellvaters gezeugt wurde, nicht herausverlangen. Die Embryonenspende, also die Weitergabe tiefgekühlter, „überzähliger“ Embryonen, ist rechtlich nicht geregelt. Sie wird aber zunehmend beworben und praktiziert von einem Ver-



ein, dem die meisten Reproduktionskliniken angehören. Zulässig ist hierzulande nur die Samenspende, bei der die Kenntnis der Abstammung früher nur über einen begrenzten Zeitraum von zehn Jahren sichergestellt war.

Diese Rechtsverhältnisse sind, so Ulrike Riedel, unbefriedigend und werden in naher Zukunft geändert. Das Bundesverfassungsgericht hat ein Recht auf Kenntnis der biologischen Abstammung bei der Samenspende anerkannt, abgeleitet aus dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht und der Menschenwürde, mit Verweis darauf, dass diese Kenntnis für die Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung wichtig sein kann. Ein Referentenentwurf des Gesundheitsministeriums liegt vor, der neue Regeln für die Samenspende vorschlägt. Mit einem zentralen Samenbank-Register soll das Recht auf Kenntnis der Abstammung dauerhaft für Kinder realisiert werden, die aus Samenspenden von registrierten Samenbanken hervorgegangen sind. Eine Vaterschaftsfeststellung der Spender soll möglich werden, ohne dass damit für die Spender unterhalts- und erbrechtliche Konsequenzen verbunden sind. Bislang ist nicht vorgesehen, aber kontrovers diskutiert, dass die Eltern verpflichtet sind, die Samenspende ihren Kindern gegenüber zu offenbaren. Ebenfalls nicht vorgesehen und kontrovers diskutiert ist die Frage, ob die Tatsache einer Samenspende im Geburtsregister festgehalten werden sollte. Ulrike Riedel war, sowohl was die Verpflichtung der Eltern als auch das Geburtsregister betrifft, eher zurückhaltend. Der Staat solle nicht alles regeln und so weit ins private Leben eindringen. Ähnliches gelte auch für die so genannten „Becherspenden“, die rein privat organisierte Samenspende also, ohne registrierte Samenbanken. Das Recht auf Kenntnis der biologischen Abstammung bleibt mit dieser Praxis dem privaten Verhalten der Eltern überlassen. Nur international und nicht national, so die Rechtsanwältin, lassen sich die reproduktionstouristischen Verhältnisse um Leihmutterschaft und Eizellspende regeln. Der Bundesgerichtshof hat im Rahmen einer Einzelentscheidung bereits die Richtung angedeutet. Er erkannte verpartnerte Bestellväter auf direktem Wege ohne Adoptionsverfahren als Eltern an und übernahm damit die eingetragene Elternschaft aus den Vereinigten Staaten. Begründung: Das Kindeswohl geht vor. Eine offene rechtliche Baustelle bleibt die praktizierte „Embryonenspende“, die ohne staatliche Kontrolle derzeit eher willkürlich von Fortpflanzungskliniken selbst organisiert wird. Ulrike Riedel sprach sich auch hier für rechtsstaatliche Regeln aus. Zu diskutieren bleibt, ob all die neuen und zukünftigen Rechtsverhältnisse nicht nur mehr Sicherheit für die Fragen „Wo komme ich her?“ und „Von wem bin ich geboren?“ bieten, sondern gleichzeitig auch die reproduktive Praxis normalisieren und befördern.

Feministische Kontroversen

In den 1980er Jahren überwog die feministisch ausbuchstabierte Kritik an den neuen Reproduktionstechnologien. Im Vordergrund der Kritik stand damals nicht so sehr die eher wertkonservative Befürchtung, dass es sich um unzulässige Eingriffe in die „Natur“ handle, sondern dass diese Medizin erstens den Zwang zur biologischen Mutterschaft befördere und zweitens den weiblichen Körper manipulierte und gesundheitlich gefährde. Drittens würde das „Kind“ zu einem „Produkt“, das im Rahmen kapitalistischer Verwertungslogiken eben auch einer pränatalen „Produktkontrolle“ schon im Labor unterzogen würde. Daran erinnerte die Journalistin und Buchautorin Eva Schindele, die das Podium „Ist das Wissen um unsere Wurzeln wichtig für unsere Leben“ bravurös und mit viel feministischem Rüstzeug moderierte. Die Debatten sehen heute anders aus. Aus dem „Retortenkind“ ist ein „Wunschkind“ geworden. Die Kinderwunschindustrie hat ihre Verwertungslogik in per-



sönliche Bedürfnisse einschreiben können. Frauen, heterosexuelle wie homosexuelle Paare sind mobil geworden und suchen weltweit nach den günstigsten und erfolgversprechendsten Behandlungen, nach „günstigen und guten Eizellen“ sowie Leihmüttern. Auch innerhalb der feministischen Diskussionen gibt es Positionen, die diesen reproduktions-medizinischen, internationalisierten Märkten durchaus etwas abgewinnen können – im Sinne einer Geschlechtergerechtigkeit und Selbstermächtigung von Frauen. Über diese Kontroversen in der feministischen Debatte wie auch über die Frage, wie wichtig und mit welchen Argumentationen denn die biologische Herkunft noch eine Rolle spielt, diskutierten auf dem Podium neben der Philosophin Christine Schües und der Rechtsanwältin Ulrike Riedel auch die Bremer Ethnologin Michi Knecht sowie die Ärztin Magdalene Kotowski, die seit einigen Jahren im Verein „Spenderkinder e. V.“ aktiv ist. Eindrucksvoll beschrieb die angehende Kinder- und Jugendpsychiaterin ihre persönliche Geschichte, die von einer „Leerstelle“ gezeichnet ist, nämlich ihren biologischen Erzeuger nicht zu kennen. Genau das bezeichnete sie als „Verlust eines Teils meiner Identität“. Mit dem Verein „Spenderkinder e. V.“ plädierte sie deshalb für ein Spendenregister, also gegen die anonyme Samenspende und für den Eintrag in das Geburtsregister. Eine klare Ansage: Die Kenntnis der biologischen Herkunft ist wichtig, gerade für so genannte Spenderkinder. Rechtsanwältin Riedel favorisierte jenseits eines Spendenregisters offene Gespräche und Empfehlungen statt Auskunftspflichten seitens der Eltern. Tatsächlich verschweigen viele Eltern die Samenspende. Aus der Adoptionsforschung ist aber längst bekannt: Je früher die Eltern mit ihren Kindern über deren Herkunft sprechen, umso weniger problematisch wird die Herkunftsgeschichte von diesen Kindern empfunden. Dies fasste Ulrike Riedel so zusammen: Die so entstandenen Kinder sollten die Chance haben, ihren Erzeuger kennenzulernen. Aber: „Eine liebevolle Beziehung mit festen Bezugspersonen ist genauso wichtig, wie die Genetik“.

Die Kontroverse um die Bedeutungen von „Biologie“ oder „Natur“ einerseits und „Kultur“ andererseits spielt in der öffentlichen und den feministischen Debatte seit Jahrzehnten eine große Rolle. Vielen scheint in dieser fast schon als „Glaubenskrieg“ stattfindenden Kontroverse nur ein „entweder oder“ möglich zu sein. Dem entgegnete die Ethnologin Michi Knecht: „In unserer Gesellschaft ist das Wissen über biologische Abstammung konstitutives Wissen für Beziehungen.“ Dieses Wissen ist abhängig vom Stand der Wissenschaften und ändert(e) sich im historischen Verlauf. Dem widerspricht nicht, dass in anderen oder vergangenen Gesellschaften Verwandtschaft – also Abstammung, Heirat und Geschwisterschaft – unterschiedlich gedacht und gewertet wird. Verwandtschaft wird immer epochenspezifisch „gemacht“. In der Ethnologie heißt das „doing kinship“, also Verwandtschaft machend. Die bürgerliche Kleinfamilie ist insofern nicht mehr als ein „historischer Sonderfall“, unterstrich Michi Knecht. „Verwandtschaft ist immer auch eine soziale, kulturelle und gleichzeitig biologische Tatsache gewesen. Es gibt Gesellschaften, wo die miteinander verbrachte Zeit, das Sorgeempfinden oder das gemeinsame Essen bedeutsam ist“. Mit dem zunehmenden biologischen Wissen halten nicht nur eine Art genetischer Determinismus oder biologische Gestaltungsambitionen Einzug. Die Situation ist von Ambivalenzen und Dualitäten gekennzeichnet. Denn: Heute gibt es gleichzeitig ganz andere Familienmodelle, die eben nicht auf biologischer Verwandtschaft beruhen. Einerseits passt das zu den philosophischen Überlegungen zur generativen Grundstruktur, die Christine Schües erläuterte. Weniger die ausschließlich auf Biologie oder Gene orientierte Abstammung schafft Unruhe, sondern vorenthaltene Informationen über die Herkunft, egal ob deren Inhalt genetisch, biologisch oder sozial ist. Und: Die Logiken von (Leihmutter-



)Verträgen und vom Labor, die anders sind als die der Liebe oder des Zufalls, können die Beziehungen schädigen. Insofern sind die neuen Reproduktionstechniken für die Philosophin nicht „neutral“ und die Frage kann nicht nur sein: Wer darf oder sollte sie nutzen können? Das aber war für Michi Knecht eben keine ausgemachte Sache. So könnte eine bestimmte Normativität begründet werden – nämlich die, dass „natürliche“ Familien größere Chancen hätten gute Beziehungen hervorzubringen als medizinisch assistierte. „Nicht die Techniken an sich sind gut oder schlecht, sondern in welchen Konstellationen, nach welchen ethischen und rechtlichen Regelungen und mit welchen sozialen Praktiken“ sie genutzt werden, ist für die Bremer Ethnologin entscheidend. Das wirft nach ihrer Auffassung andere Fragen auf: Warum werden die Technologien kommerziell genutzt statt in einem gemeinnützigen Setting? Hat die Delegation von gesundheitlichen Gefahren oder sozialen Problemlagen der Samen- und Eizellspende oder der Leihmutterchaft an professionelle Ärzteschaft nicht Vorteile gegenüber beispielsweise einer rein privat praktizierten Samenspende, die zu erheblichen Beziehungskomplikationen führen kann? Bieten nicht Regenbogenfamilien ganz neue, transparente und verantwortliche Beziehungen, möglicherweise im Gegensatz zu manchen, durchaus auch gewaltförmigen Verhältnissen in Traditionsfamilien? All das bot reichlich Stoff für eine lebhafteste, äußerst niveau- und respektvolle Diskussion mit dem Publikum.

Am Nachmittag konnten sich die Teilnehmerinnen vertiefend mit Fragen der Reproduktion auseinandersetzen: Mit schrägen Leitbildern und steigenden Anforderungen im Mütteralltag, mit den Mythen und Fakten der nationalsozialistischen Politik des „Lebensborns“ oder dem „Social Freezing“. Erste Einstimmung auf den zweiten Kongresstag bot der Workshop zum Islamischen und Schwarzen Feminismus. Auch schlichte Entspannung bot das Programm, mit Yoga und Übungen zum freien Schreiben.

Kulturelle Herkunft und globale Migration

Der zweite Tag stand ganz im Zeichen der Möglichkeiten und Probleme, die mit den Erfahrungen globaler Migration einhergehen und derzeit Gegenstand politischer Kontroversen, zivilgesellschaftlichen Engagements und medial verbreiteter Besorgnis sind.

In der feministischen Theorie ist der Bedeutung des Privaten, den Biografien von Frauen früh Aufmerksamkeit geschenkt worden. Diesem Ansatz hatten sich auch die AKF-Mitfrauen konzeptionell verpflichtet gefühlt. Deshalb haben sie Lebensgeschichten von geflohenen Frauen ins Programm aufgenommen, vorgelesen von der Schauspielerin Isabelle Bertges. Die Sozialpädagoginnen Isabel Schindele und Imane Mourid Kettani haben diese Geschichten zusammengetragen. Sara aus Libyen, Meema aus Somalia und Aishe aus Syrien erzählten ihre Geschichten. Sie handeln von Rassismus, Frauenunterdrückung, Armut und Kriegen in den Heimatländern, von den Ängsten während der Flucht zu ertrinken, von den sexuellen Übergriffen der Schlepper, aber auch von den Begegnungen in Deutschland und den Hoffnungen endlich ein neues Leben anfangen zu können – mit all den Schwierigkeiten in den Flüchtlingsheimen, mit der Bürokratie. Anzukommen eben!

Die studierte Politologin und Gesundheitswissenschaftlerin Theda Borde von der Alice Salomon Hochschule Berlin zeigte die Dimensionen der Migration auf, ihre vielfältigen Hintergründe – und auch die sozialen und gesundheitspolitischen Herausforderungen, die in den Ankunftsgesellschaft-



ten entstehen. Es gibt Kriegsflüchtlinge, aber auch Arbeitsmigration von qualifizierten und weniger qualifizierten Arbeitskräften, es gibt eine Ost-West-Migration innerhalb der Europäischen Union, es gibt Armutsflüchtlinge aus allen Teilen der Welt und seit der Jahrtausendwende eine zunehmende Feminisierung von Flucht- und Migrationsbewegungen. Diese Dimensionen globaler Migrationsbewegungen sind relativ neu, auch für die Bevölkerungsstatiker/innen und die Forschung: Hinter der Tatsache, dass mittlerweile 20,3 % der hiesigen Bevölkerung einen Migrationshintergrund haben, bleibt nicht selten unberücksichtigt, dass viele hier geboren sind und dennoch als Migrantinnen gelten. Das ist aber für die gesundheitliche Versorgung und Prävention bedeutsam. Beispielsweise sind die neuankommenden Frauen eher gesünder, was sich im Laufe der Zeit aufgrund des beschränkten Zugangs zur Versorgung, wegen Armut und aufgrund von Sprachproblemen ändert. Ihre Armutsgefährdungsquote ist doppelt so hoch wie in der allgemeinen Bevölkerung, und zwar unabhängig vom Bildungsniveau. Studien zeigen: Je nach Herkunftsland haben die Frauen andere, typische Erkrankungen. Sie reagieren anders beispielsweise als hier sozialisierte Frauen auf Präventionsansprachen. In der 1. Generation sind sie in der Schwangerenversorgung unterversorgt. Die Quintessenz der Berliner Politologin: Wir brauchen mehr und differenzierte Studien über den Gesundheits- und Versorgungsstatus der Migrantinnen. Wir brauchen einen schärferen Blick auf die sozialen Faktoren, die Gesundheit wesentlich beeinflussen. Erst dann ist eine angemessene Gesundheitsversorgung möglich. Denn allzu oft wird der kulturelle Unterschied überbetont.

Wie kann die Arbeit mit jungen Migrantinnen praktisch aussehen? Susan Bagdach, Krankenschwester, Heilpraktikerin für Psychotherapie und Mitbegründerin des Mädchen Gesundheitszentrums HOLLA e. V. in Köln, bot dazu einige Einblicke und einen interessanten Perspektivwechsel. Sie berichtete von den Körperbildern der jungen Frauen, von ihren Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt in Bürgerkriegsgebieten und davon, wie schwierig es ist, sich in diesen Zeiten „gesund“ oder – wie die Mädchen es ausdrücken – „richtig“ zu fühlen. Ihr Perspektivwechsel: Sprachlich werden die Mädchen als Flüchtlinge bezeichnet. Aus ihrer Perspektive wollen sie aber gerade keine Flüchtlinge mehr sein, sondern Angekommene. Vorsicht ist aus der Sicht Bagdachs auch geboten, wenn der Opferstatus überbetont wird, weil genau das den Blick auf Ressourcen und auf anspruchsvolles und selbstbestimmtes Einfordern von Rechten und Anerkennung versperrt. Wie das praktisch gehen kann, demonstrierte Susan Bagdach eindrucksvoll mit einem Film, der gemeinsam mit den Mädchen im Gesundheitszentrum HOLLA entstand. Hier erzählen die Mädchen vom alltäglichen Rassismus und wie sie diesem selbstbewusst begegnen. Der Film kann auf der Homepage von HOLLA e.V. angesehen werden.

Über Möglichkeiten und Schwierigkeiten in Migrationsgesellschaften

Ein Highlight des Tages war der Vortrag der Freiburger Ärztin und Psychoanalytikerin Aydan Özdoglar: „Integriert Euch! Weibliche Identitätssuche zwischen Punk, Vamp und Kopftuch“. Der Titel erinnert zu Recht und mit Absicht an die kleine Schrift von Stéphane Hessel „Empört Euch!“, in dem der französische Diplomat und Widerstandskämpfer gegen Diskriminierung von Minderheiten und die Macht des Finanzkapitals anschrieb. Die Referentin wollte aber mehr einfordern als Empörung, beispielsweise über den alltäglichen Rassismus oder den außerordentlichen eines Thilo Sarrazin, der in seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ Prämien für das Kindermachen der „klugen“ Deutschen vorschlug, um der „Überflutung“ durch kinderreiche, islamische Familien Einhalt zu gebieten.



Aydan Özdoglar deutete den „inneren Rassismus“ sowohl in den Herkunftsländern als auch in der hiesigen Gesellschaft als ein Zusammenwirken verschiedener Ereignisse. Sie erklärte diesen Rassismus psychoanalytisch. Er ist in dieser Konzeption – auch möglicherweise generationenübergreifenden – Traumata in den jeweiligen Biografien geschuldet, den damit einhergehenden Projektionen auf „die Anderen“, die abgewertet werden und sich unter den gegebenen gesellschaftspolitischen Bedingungen oder Großereignissen wie dem 11. September 2001 stetig neu aktualisieren kann. Anhand zweier Beispiele aus ihrer psychoanalytischen Praxis war dieses anspruchsvolle Erklärungskonzept auch für psychoanalytische Laien nachvollziehbar. Am Ende ihres Vortrages erzählte die Referentin von ihrer Putzfrau, deren Tochter sich als Mensch zweiter Klasse fühlte. "Kein Mensch sollte dieses Gefühl haben. Also Empört Euch" lautete ihre Botschaft. Aber nicht nur das. Tatkräftige Hilfe ist das Gebot der Stunde – was nicht ungefährlich ist. Denn dabei könnten wir unversehens „mit Problemen konfrontiert werden, die den eigenen inneren Rassismus zum Vorschein bringen, den wir alle in uns haben“.

Beim Abschlusspodium zeigten sich all die Schwierigkeiten aber auch all die Möglichkeiten, sich in einer Migrationsgesellschaft zurecht zu finden, feministisch, politisch zu sprechen und zu handeln. Der Vormittag hatte die verschiedenen Ebenen der Analyse und Auseinandersetzung um inneren und strukturellen Rassismus repräsentiert – und dabei auch die Fragen von Machtstrukturen und Klassenverhältnissen thematisiert. Zuweilen geriet gerade diese strukturelle Ebene in der Diskussion in den Hintergrund. Das Erleben des alltäglichen Rassismus der anwesenden Migrantinnen in ihrer Heterogenität, die Suche nach Schutzräumen und die Klage über mangelnde Selbstreflexion der Mitglieder dieser ebenso heterogenen Mehrheitsgesellschaft machte zuweilen ratlos, ebenso wie die Verteidigungsreden der Frauen dieser Mehrheitsgesellschaft. Am Ende gewann aber die Frage „Was können wir tun?“ Oberhand: im sprachlichen Ausdruck der Problemlagen, im Zugang zu Bildung und Gesundheit, in den gemeinsamen feministischen Analysen und der gemeinsamen Repräsentation von Interessen und Kritik an patriarchalen Strukturen. Wir bleiben im Gespräch und erfinden neue Kooperationen für ein gedeihliches Miteinander und für dringend notwendige, politische Richtungswechsel. In diesem Sinne wird es weitergehen, mal in Tappschritten, mal in großen Sprüngen. Für den Arbeitskreis Frauengesundheit steht für die 24. Jahrestagung im November 2017 eine folgerichtige Frage auf dem Programm: „Wer's glaubt wird selig - Auswirkungen von Religionen, Kulturen und subjektiven Überzeugungen auf die Gesundheit von Frauen“. Unter dieser Überschrift wird die Rolle der Religion thematisiert, um Macht- und Dominanzstrukturen zu problematisieren, beispielsweise in der hiesigen christlichen, aber auch in den islamisch geprägten Gesellschaften. Mit Religionen werden ja derzeit verstärkt vermeintlich unüberbrückbare kulturelle Differenzen markiert und Gewaltakte legitimiert. Dabei sind de facto doch „Rasse“, Klasse und Geschlecht drei entscheidende Kategorien für weltweite Ungerechtigkeiten, die gemeinsam feministisch analysiert und verändert werden sollten. Also: Auf geht's in die nächste Runde, um dem Projekt (Geschlechter-) Gerechtigkeit analytisch und handlungsbezogen näher zu kommen.

Erika Feyerabend